

Ziemlich genau vier Kilometer sind es von der Feuerwache Suarez bis zum Breitscheidplatz. Die ersten 150 Meter der Strecke legt man auf der Straße zurück, die der Wache ihren Namen gibt, biegt links ab und fährt dann die Kantstraße in östlicher Richtung schnurgerade an den Ort, für den sich das Berliner Stadtmarketing vor nicht allzu langer Zeit den Namen „City West“ hat einfallen lassen. Früher war der Breitscheidplatz, zwischen Bahnhof Zoo, Kurfürstendamm und Tauentzienstraße gelegen, nichts weniger als das Herzen West-Berlins.

Am Abend des 19. Dezember 2016 brauchen die sieben diensthabenden Kameraden der Freiwilligen Feuerwehr Suarez weniger als zehn Minuten für die vier Kilometer. Kurz nach 20 Uhr geht in der Wache der Pieper los: An der Gedächtniskirche ist ein Lkw in eine Gruppe von Menschen gefahren. In das Löschfahrzeug springen sechs Männer – und eine Frau.

Es ist der erste Tag von Sarah Hanffs Weihnachtsurlaub. Ihren Dienst bei der Freiwilligen Feuerwehr leistet sie natürlich dennoch. Dieses Ehrenamt – für Frauen immer noch ungewöhnlich, sie machen weniger als zehn Prozent der rund 1500 Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr Berlin aus – hat sie zweieinhalb Jahre zuvor über ihre Sekretariatsstelle in der Verwaltung der Berliner Feuerwehr für sich entdeckt. „Dass wir an diesem Abend unseren wöchentlichen Regeldienst hatten, war Zufall“, erzählt die heute 28-Jährige. Um 18 Uhr hat er begonnen, normalerweise dauert er fünf Stunden.

Hanff und ihre Kollegen sind unter den ersten Einsatzkräften am Breitscheidplatz. Schon als der Feuerwehrwagen stoppt, reißen Passanten, manche von ihnen verletzt, die Türen auf und bitten um Hilfe. Die Einsatzleitung versucht, die Hilfskräfte einzuteilen. Sarah soll eigentlich Leichtverletzte aus dem direkten Umfeld der Unfallstelle bringen, doch da rufen Polizisten sie zum Führerhaus des schwarzen Lkw, der wie ein Fremdkörper inmitten der Weihnachtsmarktständen zum Halten gekommen ist. Sie hilft, den erschossenen Fahrer aus seiner Kabine zu bergen. Der Leichnam des polnischen Staatsbürgers wird schnell weggebracht. Später wird sich herausstellen, dass er das erste Opfer des Attentäters Anis Amri war.

Danach geht es Schlag auf Schlag. Hanff muss den Tod einer der Personen feststellen, die unter dem Lkw liegen; drei Körper sind es insgesamt, die von dem 40-Tonner mitgerissen wurden. Sie läuft durch die Schneise, die der Lkw in den Markt geschlagen hat. Hanff erzählt davon mit ruhiger Stimme und abgeklärten Worten: „Dort lag viel, was eigentlich in den Körper hineingehört.“

Sie, die bei ihren Einsätzen zuvor zwar schon mit Toten konfrontiert worden war, „aber mit ganzen toten Menschen, nicht mit halben“, stellt sich in diesem Moment vor, dass das auf dem Boden Glühwein und Zuckerwatte sind, „um es mir ein bisschen leichter zu machen“. Sie unterstützt einen Kameraden dabei, das Bein eines Verwundeten unterhalb des Kniegelenks abzubinden, versorgt eine schwere Kopfverletzung, beruhigt Menschen, die unter Schock stehen. Ein Mann will immer wieder auf den Platz zurücklaufen, sie muss ihn davon abhalten. Den Umgang mit den hochgradig Verstorbenen findet sie emotional herausfordernder, als offene Wunden zu versorgen. Insgesamt geht das etwa zweieinhalb Stunden. Dann endet der Einsatz von Sarah und ihren sechs ehrenamtlichen Feuerwehrkameraden.

Auf der Rückfahrt herrscht Stille. Hanff denkt an Familie, Freunde, Kollegen, die wissen, dass sie an diesem Abend Dienst hat und die seit Stunden in Sorge um sie sein müssen. Besorgt sind auch die anderen Mitglieder der Wache, die zur Suarezstraße gekommen sind, um den Helfern seelisch beizustehen. Alle fragen, wie sich die Feuerwehrfrau fühlt. „Ich wusste nicht, wie es mir geht“, sagt Sarah Hanff. Körperlich ist alles in Ordnung, aber in ihrem Kopf rattert es, sie sieht immer wieder die gleichen Bilder vor ihrem inneren Auge ablaufen. Im weiteren Verlauf des Abends erfährt sie, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Terrorist für die Geschehnisse auf dem Breitscheidplatz verantwortlich ist. Er hat zwölf Menschen getötet und fast 70 verletzt, einige so schwer, dass sie für den Rest ihres Lebens körperlich behindert sein werden – von den seelischen Qualen ganz zu schweigen.

Hanff bleibt bis tief in die Nacht mit den anderen Feuerwehrleuten zusammen. Sie versammeln sich in einer Nachbarwache, reden, hören zu, stützen sich gegenseitig. Dort steht auch das Einsatznachsorgeteam der Feuerwehr zur Verfügung, das darauf spezialisiert ist, nach belastenden Einsätzen zu begleiten. „Da konnte ich mir den ersten Schock von der Seele reden.“ Um 3 Uhr fährt die junge Frau nach Hause. Ihre Mutter wohnt nur ein paar Häuser entfernt, ein geschützter Bereich, in dem sie endlich durchatmen kann.

In den ersten Tagen und Wochen hat Sarah Hanff zu kämpfen. „Am Anfang waren schon oft Tränen dabei“, sagt sie, gerade wenn sie im Fernseher die Bilder



„Unterdrücken hilft nicht. Zumindest nicht mir“:
Feuerwehrfrau Sarah Hanff
in der Wache Suarez,
Berlin; 2016 war sie am
Breitscheidplatz im Einsatz.
Foto Andreas Pein

sönlichen Beziehungen. Dies äußert sich zum Beispiel darin, dass Frauen dem Partner häufiger nicht mehr uneingeschränkt glauben und Dinge stärker hinterfragen.

„Das ist ein neues Ergebnis, das wir so zuvor noch nicht gefunden und auch nicht erwartet hatten“, sagt Wesemann. Amerikanische Untersuchungen zu Veteranen legen nahe, dass männliche Soldaten während der Einsätze mehr soziale Unterstützung durch ihre Kameraden erfahren. Sollte dies auch bei den zivilen deutschen Einsatzkräften der Fall sein, könnte das die Ergebnisse erklären.

Eine weitere Erkenntnis aus den Daten: Die Feuerwehrleute zeigten im Vergleich zu den anderen Berufsgruppen ein deutlich reduziertes körperliches Wohlbefinden, klagten zum Beispiel verstärkt über Schlafprobleme oder Kopfschmerzen. „Dafür haben wir keine griffige Erklärung“, so Wesemann.

Auf der Basis dieser Ergebnisse hat sich der Psychologe an eine vergrößerte Stichprobe herangetraut, bei vergleichbarer Methodik. Weitere 60 Einsatzkräfte, darunter 18 Frauen, sind rund vier Monate nach dem Anschlag und erneut seit diesem Herbst, also mit rund 22 Monaten Abstand vom Geschehen, befragt und mit 53 Personen einer Kontrollgruppe verglichen worden. Deren Teilnehmer kommen aus den gleichen Organisationen, waren aber am 19. Dezember 2016 nicht im Einsatz. Diese Studie ist noch nicht abgeschlossen und auch noch nicht veröffentlicht. Die Vorergebnisse jedoch zeigen: Der Einfluss des Geschlechts auf das Stress-Erleben und die paranoiden Gedanken bestätigt sich. Frauen reagieren diesbezüglich sensibler.

Zudem lässt ein weiterer Punkt aufhorchen: Das Team um Wesemann kann nachweisen, dass die Einsatzkräfte, die nach dem Anschlag an einer Krisenintervention teilgenommen haben, ein geringer ausgeprägtes körperliches Wohlbefinden sowie stärkere psychische Belastungen empfinden. Sprich: Das Angebot, das eigentlich bei der Verarbeitung der traumatischen Erlebnisse helfen soll, scheint umgekehrt zu wirken. Eine mögliche Begründung: Einsatzkräfte, die sich stärker belastet fühlen, nehmen eher an einem solchen Programm teil als jene, denen es besser geht.

Doch Wesemann führt das Ergebnis auch auf das eingesetzte mehrstufige Verfahren zurück, das „Critical Incident Stress Debriefing“. Es beinhaltet eine stark emotional geprägte Phase, in der die Teilnehmer aufgefordert werden, nachzuempfinden, wie es ihnen in der konkreten Situation ergangen ist. „Ich glaube schon, dass diese Maßnahme tatsächlich schädlich sein kann“, sagt Wesemann. „Und wir sind nicht die ersten, die das herausfinden.“ Trotz der verbreiteten Kritik an der Methode sei sie die gängigste.

Doch vielleicht nicht mehr lange. Wesemann plädiert dafür, spezifische, individualisierte Maßnahmen für Einsatzkräfte, aber auch für ihre Vorgesetzten und Angehörigen zu entwickeln. Denn auch diese sind – wie man von der Bundeswehr weiß – in Mitleidenschaft gezogen und häufig mit der Verhaltensveränderung des Familienmitglieds oder Mitarbeiters überfordert. Gerne würde Wesemann in Kooperation mit Polizei oder Feuerwehr eine neue Betreuungsform entwickeln, frei nach dem Motto „Einsatzkraft ist nicht gleich Einsatzkraft“.

Sarah Hanff glaubt, dass jeder seinen eigenen, individuellen Weg finden muss. „Es gibt keine Allround-Lösung.“ Sie hat das genannte Programm nicht absolviert und auch sonst keine professionelle Hilfe in Anspruch genommen. Die regelmäßigen Veranstaltungen für die Einsatzkräfte, die es nach dem Anschlag gab, haben ihr geholfen. Bei einem dieser Treffen wurde ihnen berichtet, woran die Opfer gestorben waren. Bei keinem lag es daran, dass die Einsatzkräfte Fehler in der Versorgung gemacht hätten. „Das zu wissen fand ich wirklich hilfreich und gut.“ Die Feuerwehrfrau hat gelernt: „Je öfter ich von den Erlebnissen erzählt habe, desto leichter fiel es mir, darüber zu reden, ohne in eine Lethargie zu fallen.“ Und: „Unterdrücken hilft nicht. Zumindest nicht mir.“

Zwei Jahre danach hat der Alltag wieder die Regie in ihrem Leben übernommen. Trotzdem denkt sie ab und zu an den schrecklichen Abend zurück, nicht nur, wenn sie Nachrichten wie die aus Straßburg hört. Aber sie weiß: „Ich kann gut darüber reden und mir auch die Bilder in meinem Kopf gut ansehen.“ Man nimmt es der starken, jungen Frau ab, die sich nie gewünscht hat, an diesem Abend nicht im Einsatz gewesen zu sein.

Den Weihnachtsmarkt auf dem Breitscheidplatz, der wie ein Hochsicherheits-trakt abgesperrt ist, wird sie in diesem Jahr nicht besuchen. Sie meidet den Ort aber auch nicht bewusst: „Wenn ich dort vorbeikomme, freue ich mich, dass es immer noch Leute gibt, die Blumen und Kerzen aufstellen und der Verstorbenen gedenken.“

Diese Bilder im Kopf

Der Anschlag von Straßburg ruft auch den Terror am weihnachtlichen Breitscheidplatz vor zwei Jahren in Erinnerung. Neben den Verletzten und den Familien der Opfer haben auch die Helfer von damals bis heute mit dem Geschehen zu kämpfen. Eine Studie zeigt: Gerade Frauen tun sich schwer.

Von Eva Schläfer



Hilfe für Verletzte und Verstörte: Einsatzkräfte in Berlin 2016.

Foto dpa

von Breitscheidplatz sieht. Sie kann nur schlafen, wenn Licht brennt, und träumt abstruse Dinge. Beim Autofahren erschrickt sie, wenn sich ein schwarzer Lkw ihrem Wagen nähert: „Es ist schon interessant, wie der Körper so reagiert.“ Trotzdem nimmt sie schon den nächsten Regeldienst ihrer Wehr am 29. Dezember wieder wahr – ohne ausrücken zu müssen. Den Besuch von Großveranstaltungen meidet sie zunächst. „In den ersten Monaten habe ich mich ein Stück weit zurückgezogen, bin mit Vorsicht vor die Tür gegangen.“

Mit ihrem Verhalten bestätigt sie Ergebnisse einer Untersuchung, die auf Angaben von knapp 100 Einsatzkräften vom Breitscheidplatz beruht. Ulrich Wesemann, Psychologe am Psychotraumazentrum des Bundeswehrkrankenhauses Berlin, ist von Haus aus auf die Erforschung einsatzbedingter psychischer Störungen von Soldatinnen und Soldaten spezialisiert. Davon abgesehen, dass ein paar von jenen am 19. Dezember ebenfalls im Einsatz waren, sind aber auch die „Anpassungsstörungen von Angehörigen anderer Sicherheitskräfte“, wie es im Behördendeutsch so unpersönlich heißt, für den Forscher von Interesse.

Knappe drei Monate nach dem Anschlag führt Wesemann daher eine erste Erhebung durch. An dieser Vorstudie beteiligten sich 37 Einsatzkräfte unterschiedlicher Berufsgruppen: Feuerwehrleute,

Polizisten, Soldaten, Ärzte, Rettungsassistenten, Mitarbeiter von Hilfsorganisationen; 26 Männer, 11 Frauen. Sie beantworteten validierte, international anerkannte Fragebögen, unter anderem den von der Weltgesundheitsorganisation erarbeiteten zur Lebensqualität. Neben diesem Aspekt werden auch das Erleben von Stress, Posttraumatische Belastungsstörungen und aktuelle psychische Belastungen abgefragt. Das sind bei Soldaten die häufigsten Auffälligkeiten nach Einsätzen. „Wir wollten unser Wissen auch im zivilen Kontext überprüfen“, so Wesemann. „Unser Ziel war es, nach Berufsgruppenunterschieden und nach Geschlechtsunterschieden zu schauen.“

Auch wenn die Anzahl der Befragten gering und die Aussagekraft der Studie damit limitiert ist, lohnt es sich, auf einzelne Erkenntnisse zu schauen; denn immer wieder stellt sich nach Attentaten, wie ja erst in dieser Woche dem auf den Weihnachtsmarkt in Straßburg, die Frage: Wie verkraften die Helfer so was? Bemerkenswert in der aktuellen Studie zum Beispiel: Die Frauen erreichten im Vergleich zu den Männern signifikant höhere Werte beim Stress-Erleben und bei paranoidem Denken. Bedeutet: Sie fühlten sich anschließend schneller durch das ganz normale Alltagsleben überfordert. Misstrauen zeigten sie nicht nur gegenüber einer anonymen Öffentlichkeit, sondern – anders freilich als Sarah Hanff – auch in per-